



aus: Erinnerungen an das Zweite Vatikanische Konzil. Zeitzeugen aus dem Erzbistum München und Freising berichten, hg. v. Diözesanrat der Katholiken der Erzdiözese München und Freising, München 2012 (www.50-Jahre-Vatikanum.de).

Georg Rieß

Die Kirche schien mir von gestern zu sein

Für mich als Juristen ist ein Zeuge eine Person, die über eigene Wahrnehmungen aussagen soll, also über Tatsachen oder Zustände, wie sie sie zur Zeit des Ereignisses wahrgenommen hat. Sie ist damit begriffsnotwendig Zeitzeuge. So genannte Zeitzeugenberichte in historischen Betrachtungen dienen aber nicht einer Beweisführung, sondern mehr der Vermittlung eines Stimmungsbildes aus dem Lebensbereich des Zeugen zu einer bestimmten Zeit. Dabei berichtete Geschehnisse aus dem Umfeld des Zeugen unterliegen nicht dem Zwang der Objektivierung, sondern erhalten die äußerst subjektive Färbung der persönlichen Perspektive des „Zeitzeugen“.

Wenn ich hier also über meine frühen Begegnungen mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil erzähle, dann wird dies notwendigerweise ein Rückblick eines Menschen, der bereits 50 Jahre mit der Konzilsgeschichte gelebt hat, auf einen frühen Abschnitt seines Lebenslaufes unter dem Aspekt kirchlicher Bindung.

Als das Konzil am 11. Oktober 1962 eröffnet wurde, war ich genau 11 Tage als Panzerschütze in der Grundausbildung bei der Bundeswehr. Der Weg in eine „neue Freiheit“, von der ich nach der Enge des Elternhauses als „stolzer“ Abiturient geträumt hatte, schien damit für die ersten 18 Monate etwas holprig zu beginnen. Doch die allmählich ziemlich langweilig gewordene Welt der Ministrantenrunden und Jugendgruppen lag hinter mir und niemand schickte mich mehr am Sonntag in die Kirche oder ermahnte mich doch „Sünden zu fürchten“ und nicht so „glaubenslos daher zu reden“, wenn ich einmal den Pfarrer oder eine andere kirchliche Instanz kritisierte. Ich ging zu dieser Zeit zwar noch immer regelmäßig zur Sonntagsmesse, aber mehr, weil dies für einen Rekruten den einzigen erlaubten Ausgang aus der Kaserne bedeutete. Zu dieser Zeit bekam ich vom laufenden Konzil nicht mehr mit als jeder normale Kirchgänger. Mir war zwar bereits in der Oberstufe im Gymnasium das „Aggiornamento“ von Papst Johannes XXIII. als Zeichen einer gewissen Hoffnung in der Kirche ein Begriff

und auch das Bild vom Aufstoßen der Fenster in der Kirche für einen „neuen Wind“ berührte mich, aber Konsequenzen daraus für mich auf meinem Weg zur „Befreiung“ sah ich nicht.

Unsere Kirche schien mir so von gestern zu sein, dass ich an ein Heute oder Morgen dieser Kirche gar nicht glauben konnte. Als ich als junger Ministrant das „Confiteor“ und das „Suscipiat“ beherrschte, war ich stolz auf das Latein. Doch später fragte ich mich immer häufiger, wie die Gläubigen hinten in ihren Kirchenbänken – und es waren nicht nur Alte – ständig in ihrem Gebetbuch blättern, das in meiner Diözese „Laudate“ hieß, die Eucharistie mitfeierten. Nie habe ich verstanden, warum wir Ministranten zusammen mit dem Pfarrer eine junge Mutter nach ihrer Entbindung an der Kirchentür abholen mussten, um sie wieder in die Kirchengemeinde zurückzuführen. Ehrlicherweise habe ich mich damals auch ziemlich wenig um Erklärungen dafür bemüht. Damals schien es nur eine Frage der Zeit zu sein, wann ich die eingeübten täglichen Gebete endgültig aufgeben und die Kirchenbesuche auf meine Heimataufenthalte beschränke. Einem Studenten winkten ganz andere „Freizeitgestaltungsmöglichkeiten“.

Doch mein Studentenleben in München entwickelte sich dann doch etwas anders. Ich wurde Mitglied in einer katholischen farbetragenden Verbindung und fand Unterschlupf in einem von katholischen Schwestern geleiteten Studentenwohnheim. Der gute Kontakt, der verbunden war mit der fürsorglichen Vermittlung von Heimatliebe, aber auch von Sportkenntnissen verschiedenster Art, mit dem – allerdings wie damals in der Erziehung nicht unüblich – in der Schule Schläge austeilenden Heimatpfarrer, hatten die religiöse Standfestigkeit des jungen Ministranten einst stark gefördert. Nun sorgte eine gewisse Fürsorge des geistlichen Betreuers unserer Studentenverbindung, nämlich von Prof. Dr. Vinzenz Hamp – dem bekannten Übersetzer des Alten Testaments – wieder für neue „Korsettstangen“ für ein zeitgemäßes Leben mit der Religion. Als gelegentlicher Ministrant bei Prof. Hamp („Onkel Vinzenz“) – der mir dabei ein neues Verständnis von Liturgie vermittelte –, aber auch als Diskussionsredner in der von dem vorbildlichen Studentenpfarrer Pater Schmidkonz betreuten Katholischen Hochschulgemeinde, wo ich mich mit Vertretern des StAKK – dem studentischen Arbeitskreis kritischer Katholizismus – auseinandersetzte, bekam meine Gläubigkeit wieder ein tragfähigeres neues Fundament, das mir in den nun beginnenden Auseinandersetzungen der sogenannten 68er die notwendige Selbstsicherheit gab.

Mit den Inhalten und Ergebnissen des inzwischen beendeten Zweiten Vatikanischen Konzils beschäftigte ich mich damals nicht gerade nachhaltig, wenngleich der Geist des Konzils in den kirchlichen Kreisen, in denen ich verkehrte, allgegenwärtig war. Eine besondere Rolle spielte für mich – und wie ich meine für viele sog. praktizierende Katholiken in meinem Umfeld – die Liturgiereform. Schon die Reform der Heiligen Woche durch Papst Pius XII., die ich noch als Dorfministrant erlebte, empfand ich damals als einen unbeschreiblichen Fortschritt in der Kirche. Karfreitags- und Osternachtsliturgie waren plötzlich verständlicher. Mit der Auferstehungsfeier begann der Osterjubiläum und die Fastenzeit war dann auch vorbei. Die Liturgiereform des Konzils, die uns auch den Gebrauch der Muttersprache in unseren Messfeiern zugestand, beseitigte nicht nur eine häufig bestehende „Wand“ zwischen Priester und Gläubigen bei der Eucharistiefeier, sondern wurde von mir wie vielen anderen als deutliches äußeres Zeichen dafür gesehen, dass doch Ernst gemacht wird mit Veränderungen in unserer Kirche. Man schien sich zu kümmern um eine der schwierigsten Grenzziehungen, unter der meines Erachtens in unserer Kirche recht häufig gelitten wird, nämlich zwischen „Zeichen der Zeit“ und simplem „Zeitgeist“.

Auf meiner vorgenannten Einstellung beruht wohl auch die Auswahl der von mir bevorzugten Konzilstexte. Mit „Gaudet Mater Ecclesia“ (Es jubelt die Mutter Kirche) begann Papst Johannes XXIII. seine Eröffnungsansprache am 11. Oktober 1962 und führte dabei aus, dass das kirchliche Lehramt vorgestellt werden soll, „indem es den Irrtümern, den Notwendigkeiten und Chancen unserer Zeit Rechnung trägt“. Und im weiteren Text heißt es dann auch: „Damit diese Lehre die vielfältigen Bereiche des menschlichen Wirkens erreicht, (...) muss sie auch der Gegenwart Rechnung tragen, die neue Umweltbedingungen und neue Lebensverhältnisse geschaffen und dem katholischen Apostolat Wege geöffnet hat.“

Es liegt wohl nun nahe, dass auch Nr. 4 aus der Einführung in die Pastoralkonstitution „Gaudium et Spes“ zu meinen Lieblingssätzen gehört. Dort heißt es: „Zur Erfüllung dieses ihres Auftrags obliegt der Kirche allzeit die Pflicht, nach den Zeichen der Zeit zu forschen und sie im Licht des Evangeliums zu deuten.“

Konsequenterweise ist für mich auch der Satz aus dem Dekret über das Laienapostolat „Apostolicam Actuositatem“ im ersten Kapitel unter Nr. 2 wichtig: „Die Laien hingegen, die auch am priesterlichen, prophetischen und königlichen Amt Christi teilhaben, verwirklichen in Kirche und Welt ihren eigenen Anteil an der Sendung des ganzen Volkes Gottes.“

Diese genannten Konzilstexte fanden in erster Linie Eingang in meine Gedankenwelt. Dass dies so war, hing sicherlich von meinen damaligen Lebensumständen ab. Im vorstehenden Text habe ich daher versucht, mit einer Schilderung von für mich wichtigen Ereignissen in sechs (1962-1968) sehr entscheidenden Jahren meines Lebens dieses Zeitzeugnis für das Zweite Vatikanische Konzil abzulegen. Ich hoffe dabei deutlich gemacht zu haben, dass es für mich ein großes Glück war, in entscheidenden Augenblicken echte Seelsorger zu treffen. Es waren Seelsorger, die mir mit dem nötigen Feingefühl das Geschehen in der Kirche, von der ich mich schon abwenden wollte, so verständlich machen konnten, dass ich Kirche wieder als für mein Leben wichtig und als zukunftsfähige Gemeinschaft sehen konnte, in der ich mich auch engagieren wollte und dann auch tatsächlich engagierte. Ich gehe davon aus, dass dabei maßgeblich der Geist des Konzils mitgewirkt hat.

Vom Geist des Konzils ist auch heute sehr häufig noch die Rede, viel häufiger als von den Buchstaben. Um dem Konzil gerecht zu werden ist aber auch, nach nunmehr 50 Jahren seit seiner Eröffnung, die Auseinandersetzung mit vielen der Buchstaben und Sätze der Konzilstexte weiterhin von großer Bedeutung, weil viele Konzilserkenntnisse noch immer auf ihre Weiterbearbeitung warten. Dieses Konzil muss, vor allem auch wenn man dessen Vorgeschichte mit betrachtet, eine allzeit präsente Mahnung in unserer Kirche dafür bleiben, dass nicht eine allmählich erstarrende Kirche, sondern allein eine die Zeichen der Zeit erkennende dynamische Kirche, als Kirche Jesu Christi, in der Lage sein wird, die Menschen zum Heil zu führen.